

genommen worden ist, wird hier weitergesponnen. Zunächst werden wir mit dem Wesen des hellenistischen Synkretismus bekannt gemacht. Zahlreiche gelungene Abbildungen erläutern die Darstellung. Es folgt die Darlegung der Stellung, welche das Judentum gegenüber dem Hellenismus einnahm. Anfänglich fand das eindringende fremde Kulturgut offene Türen, nachher kam die Reaktion in der religiösen Unduldsamkeit, die im Pharisäismus gipfelt. Ein weiteres Kapitel stellt in diese Verhältnisse das Urchristentum hinein und zeigt den Einfluß des Hellenismus auf das Denken und die Ausdrucksweise der Urkirche. Hier sind besonders sprachgeschichtliche Tat-sachen hervorzuheben, welche die Wege aufweisen, auf denen religiöse Begriffe, von der hellenistischen Umwelt beeinflußt, ihre christliche Bedeutung erhalten haben, ohne jedoch ihre außerkirchliche Herkunft zu verleugnen. Im letzten Kapitel wird dann das Urchristentum den Religionen des Hellenismus gegenübergestellt und aufgezeigt, daß jene Zeugen, welche in Jesus Gott selbst und in seinem Leben Gottesgeschichte sahen, unmöglich anderen religiösen Elementen ein Mitrecht der Anerkennung zusprechen konnten. — Die überaus interessante und fesselnd geschriebene Darstellung ist in manchen Punkten allerdings einseitig verzeichnet. Jedoch der Hauptlinie der Untersuchung wird man unbedingt zustimmen dürfen. Wer sich darüber unterrichten will, worum heute der Kampf um das N. T. geht, lese das Buch. Er wird auf seine Kosten kommen.

Prag.

F. X. Steinmetzer.

### **Antike Mysterienreligionen und Urchristentum. Von Dr Barth.**

*Heigl, Hochschulprofessor in Freising. (Biblische Zeitfragen.  
13. Folge, Heft 11/12.) Münster 1932, Aschendorff.*

In einer recht verdienstvollen Arbeit gibt der gelehrte Verfasser einen Überblick über die antiken Mysterienreligionen und ihr Verhältnis zum Christentum. Im ersten, allgemeinen Teil bespricht er zunächst den Erlösungscharakter der Mysterienreligionen und die wichtigsten Akte der Feier (Riten der Reinigung, Einweihung und Schau oder Epotie, heilige Hochzeit, Kultmahle, geheime Formeln und heilige Symbole, das Schweigegebot und den Höhepunkt der Feier, das Schauen der Gottheit im Lichtglanz). Der genaue äußere Vollzug dieser Riten soll das Heil der Seele, ein besseres Los im Jenseits bewirken. Man möchte entrinnen dem bitteren Schicksal (der Heimarmene) und dem unheilvollen Lauf der Gestirne. Erst später unter dem Einfluß des Christentums und der herrschenden philosophischen Systeme wollte man auch eine Befreiung von Sündenschuld, eine seelische Wiedergeburt erzielen. Man suchte vor allem auf das Gefühl einzuwirken; ob den Eingeweihten eine Geheimlehre verkündet wurde, ist sehr fraglich. Wegen des strengen Schweigegebotes ist unsere Kenntnis der Mysterien sehr lückenhaft. Es werden sodann die Hauptformen des antiken Mysterienwesens beschrieben, zunächst die ältesten auch staatlich anerkannten griechischen Mysterien von *Eleusis* und *Samothrake*, die von *Thrazien* stammenden *Dionysos-Mysterien*, die bei der privaten Genossenschaft der *Orphiker* eine besondere Ausprägung erhielten, hierauf die aus dem Orient stammenden Mysterien von *Isis-Serapis* (*Ägypten*), *Attis-Kybele* (*Phrygien*) mit dem *Taurobolium*, endlich die Mysterienreligion im eminenten Sinne, der *Mithraskult* (*Persien*).

Oft wurde die Abhängigkeit des Christentums vom Mysterienwesen behauptet. Dagegen sprechen zunächst Tatsachen ganz allgemeiner Natur. Das Christentum und die christlichen Schriftsteller

stehen in schärfster Opposition zum Mysterienkult, der als Domäne des Teufels gilt. Während in der Zeit des ausgehenden Heidentums, dem Zeitalter des Synkretismus, alle Religionen sich dulden und vermischen, ist das katholische Christentum allein unduldsam und exklusiv gegen alle fremdartigen Einflüsse. Die *Erlösungsidee* der Mysterien ist mit dem Ethos zunächst nicht verknüpft; die Erlösung sollte auf magischem Wege erfolgen. „Die bisweilen dabei geübte Askese verließ sich gar oft in die Sümpfe ärgerster Ausschweifungen“ (S. 63). „Die Mysteriengötter waren alte, naturhafte Gottheiten, ihrem Wesen nach Vegetationsgottheiten oder Gottheiten der Fruchtbarkeit und Zeugungskraft, die auch immer die Spuren dieses Kultes bewahrten“ (S. 63). „Das Christusbild des Urchristentums hat eine ganz andere Quelle als die Mysteriengötter; nicht alte Naturmythen, sondern das geschichtliche Leben Jesu von Nazareth war die Quelle“ (S. 63 f.). Hier herrscht das tief Sittliche und Persönliche, dort das rein Naturmythische und Magische, häufig auch das Unsittliche. Ein guter Kenner des antiken Mysterienwesens hat sein Endurteil über die Mysterien in die Worte gekleidet: „Ein paar Goldkörnchen in einem ungeheuren Haufen von Morast.“ (Blötz, „Stimmen aus Maria Laach“, Bd. 71, S. 517.)

Dieselben sprachlichen Ausdrücke, die sich in den Mysterien und im Christentum finden, z. B. Gnosis, Pneuma, besonders Wiedergeburt, bedeuten inhaltlich verschiedene Dinge. „Die Tatsache der Auferstehung Jesu ist in der Religionsgeschichte völlig analogielos. In den Mysterien wird das alljährliche Sterben und Wiedererstehen einer Vegetationsgottheit gefeiert, nicht die einmalige Auferstehung einer geschichtlichen Persönlichkeit“ (S. 79). Die Idee von einem mystischen Sterben und einer mystischen Neugeburt, wie sie die Kirche von der christlichen Taufe lehrt, tritt bei den Mysterien erst in späterer Zeit auf; die Zeugnisse hiefür stammen aus dem 3. und 4. Jahrhundert n. Chr. Wenn hier Entlehnung vorhanden ist, so haben die Mysterien christliche Ideen in sich aufgenommen, nicht umgekehrt. Bezuglich der *Eucharistie* schließt sich der Verfasser dem Urteil Blötzers an: „Daß man außerhalb der Kirche irgendwo und irgendwann des Glaubens gewesen sei, in dem heiligen Mahle wirklich den Gott zu genießen, läßt sich historisch nicht nachweisen.“

Trotz aller Mängel bleiben aber die Mysterien eine höchst bedeutsame Erscheinung der Religionsgeschichte. Sie sind „ein kostbarer Wein, dem ein übler Bodensatz beigemischt ist“ (O. Casel), eine Art „Vorschule für Christus“, freilich mehr negativ, indem sie das Sehnen der Menschheit nach Erlösung und Vergöttlichung zum Ausdruck bringen, aber nicht befriedigen konnten. Das unvergleichliche Christentum brachte in der Fülle der Zeit die Erfüllung des Sehnens. Der Galiläer mußte siegen, weil Gotteskraft in ihm wohnte.

Zum Schluße seien ein paar Bemerkungen gestattet: S. 17 f. wird das Urteil Cumonts über die orientalischen Religionen zitiert: „Alle wurzeln in einer uralten Zeit der Barbarei und haben aus ihrer wilden Vergangenheit eine Menge von Mythen übernommen . . .“ und Bräuche rohen Charakters, „Überbleibsel eines primitiven Naturalismus“. Wäre es gegenüber solchen und ähnlichen Darstellungen sonst verdienter Forscher nicht am Platze, bei Zitierung derselben auch zur Ergänzung und Richtigstellung auf die Ergebnisse der Arbeiten der religionswissenschaftlich-ethnologischen Schule W. Schmidts und anderer hinzuweisen, die uns sagen, daß am Anfang der Religionsgeschichte nicht das Rohe, Wilde und Barbarische, sondern das Reine und Edle, nicht das Niedere, sondern das Höhere stand und das Niedere erst Produkt einer späteren Entwicklung ist?

S. 48 heißt es: „Seit der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. erscheinen *Taurobolien* und *Kriobolien* mit dem Kult der Kybele und des Attis verbunden. Diese Sitte der Stier- und Widderopfer stammt aber aus dem Mithraskult.“

Die letztere Ansicht, die besonders Cumont als kaum zweifelhaft hingestellt hat, wird von namhaften Forschern, so von Hepding (Attis, S. 201), Espérandieu, A. Körte bestritten. Letzterer sagt: „Die Anahita (persische Göttin an der Seite Mithras) wird in keiner einzigen Taurobolien-Inschrift genannt, nur einmal CJL X, 1596 die Venus Caelesta, das ist doch bedenklich. Und wie kommt die persische Göttin des befruchtenden Himmelwassers zu den chthonischen Opfergruben?“ Wir haben durchaus keinen Grund, meint Hepding, den Taurobolien ihren phrygischen Ursprung abzusprechen.

Vöcklabruck.

Joh. Furtner.

### **Die Kirche der Märtyrer, ihre Aufgaben und ihre Leistungen.**

Von Albert Ehrhard. (412.) München 1932, Kösel u. Pustet.

Prälat Ehrhard, einer der besten Kenner der Geschichte des christlichen Altertums, widmet, selbst bereits ein Siebziger, dieses Buch seinem Freunde Professor Dr Eugen Müller zum siebzigsten Geburtstag. Das Buch selbst wirkt wie ein Abschiedsgruß, denn es schließt die Resultate einer ganzen Lebensarbeit in sich und wendet sich nicht allein an die Mitglieder des katholischen Akademikerverbandes, zu dessen Gründern Ehrhard gehörte, sondern auch an alle ehemaligen Hörer in Würzburg, Wien, Freiburg, Straßburg und Bonn.

Was Ehrhard hier bietet, ist also ein abgeklärter Stoff in jener feinen Form, die jeder Hörer schätzen gelernt hat; er will die Geschichte der Kirche in ihrer Heroenzeit, in der Zeit der Märtyrer und Bekänner, also des 2. und 3. Jahrhunderts, darstellen. Die Kirche hatte in dieser Zeit drei große Aufgaben, nach denen der Verfasser seine Arbeit einteilt: die erste war die Selbstverteidigung gegenüber der römischen Staatsgewalt (Christenverfolgungen), die zweite war der Kampf gegen den Gnostizismus und Montanismus, die dritte die Ausbildung der christlichen Weltreligion (Verfassung, Glaubenslehre, Kultus und Kultur). Die Art, wie der Verfasser seinen Stoff darstellt, soll ein allgemein verständliches Bild liefern, doch möchte man meinen, daß er seinen Leserkreis überschätzt hat, denn wenn er das Buch „für weitere Kreise nicht zum Nachschlagen, sondern zum Lesen geschrieben“ hat, so hat er das Ziel entschieden zu hoch genommen, besonders was die Ausführungen über Gnostizismus und Montanismus anlangt (S. 122—267), die nur für gut eingearbeitete Theologen, nicht aber für die „früheren lieben Hörer“ und noch weniger für Laien berechnet sein können.

Daß wichtige, viel umstrittene Fragen in einer mit souveräner Beherrschung der einschlägigen Literatur gepaarten Klarheit gelöst werden, wie z. B. die verschiedenen Fragen bezüglich der Märtyrerakten, braucht wohl nicht eigens erwähnt zu werden. Ausgezeichnet gut ist die Auslegung der ältesten Stellen zugunsten des römischen Primats (Ignatius von Antiochia und Irenäus S. 275 ff.). Leider hat sich der Verfasser durch die Rücksicht auf seinen Leserkreis verleiten lassen, kein Quellen- und Literaturverzeichnis und nur vier Seiten Anmerkungen hinzuzugeben. Wenn auch die Verzeichnisse entbehrliech waren, so wäre doch in den Anmerkungen manches klarer geworden, was jetzt unerklärt geblieben ist.

Wien.

Univ.-Prof. Dr Ernst Tomek.